

AGRON TUFA DIE MUSEALITÄT DES STÄDTISCHEN

I

5

Angesichts dessen, dass jedwede Beobachtung unter den individuellen Merkmalen des Beobachters leidet, also mehr über seine psychophysische Verfassung als über die betrachtete Realität aussagt, empfehle ich eine ironische oder auch ungläubige Haltung diesen Aufzeichnungen gegenüber.

10

Weshalb die erste Perzeption *a priori* von einer Stadt, die man noch gar nicht zu Gesicht bekommen hat, sich fest verwurzelt und dauerhaft vorherrschend bleibt, ist seltsam und unerklärlich. Wie sich meine Vorstellung von Wien herausbildete, kann ich nicht mit Sicherheit sagen, doch dürften dabei Schulatlantenn, das eine oder andere Geschichtsbuch und gewiss ein Kupferstich aus dem 16. Jahrhundert eine Rolle gespielt haben. Er ist dafür verantwortlich, dass Wien für mich die ganze Zeit von den Türken belagert blieb: eine Stadt mit massiven, düsteren Palästen, Festungsanlagen und gotischen Kathedralen, bis zur Donau hinunter von Mauern umgeben, während auf der anderen Seite des Flusses die zahllosen weißen Militärzelte der Osmanen wie Pilze wucherten. Als Kind und noch lange danach dachte ich bei jeder Erwähnung Wiens unwillkürlich an die türkische Gefahr, und seltsamerweise vermochten selbst auf spätere Leseerlebnisse zurückzuführende Assoziationen nie, die Belagerung Wiens aus meinem Unbewussten zu tilgen. So musste ich mich auch bei meiner ersten Ankunft auf dem Flughafen dort gegen solche arbiträren Kindheitsreminiszenzen stemmen, und das kaiserliche Wien,

15

20

25

30

das Wien der Musik, Architektur, Philosophie, Psychoanalyse,
der Avantgarde und des Modernismus, das Wien Musils,
Brochs, Otto Weiningers, Canettis und all der anderen, ja so-
gar das Wien der Museen, in deren einem die Insignien Gjergj
5 Kastrioti-Skanderbegs, des Nationalhelden der Albaner, be-
wahrt werden, hatte die größte Mühe, sich gegen mein infanti-
les Bild vom türkisch zernierten Wien zu behaupten. In gewis-
ser Weise bestätigte sich dieses sogar, auch wenn die Mittel
der Türken inzwischen, anders als zur Zeit der Sultane, fried-
10 lich sind: Restaurants und Speisen ...

II

Mein körperlich-geistiger Zustand am ersten Abend des Auf-
15 enthalts in Wien prägte die weiteren Beobachtungen. Auf-
grund eines Verstoßes der jugoslawischen Fluggesellschaft JAT
gegen den Flugplan der Route Tirana–Belgrad-Wien musste
ich acht Stunden auf dem Flughafen der serbischen Haupt-
stadt ausharren. So kam es, dass der Fahrer, der mich laut
20 Absprache mit KulturKontakt Austria am Wiener Flughafen in
Empfang nehmen sollte, bei meiner Ankunft dort nicht mehr
anzutreffen war. Die nicht absehbare Verspätung machte mir
noch einmal den grundlegenden Unterschied zwischen Ost und
West deutlich. Das klassische, überall in ähnlicher Form anzu-
25 treffende Verhalten des Ostens ist folgendes: Anfangs betrügt
man einen mit der Hoffnung, alles werde schon gut gehen,
doch dann entfernt sich das Objekt des Bestrebens plötzlich
auf seltsame Weise und wird unerreichbar. Die unangenehmen
Folgen zu bewältigen, war mühsam und peinigend, irrte ich
30 doch auf der Suche nach der für mich bereitgehaltenen Unter-

kunft drei Stunden im Regen herum. Der Taxifahrer, der mich vom Flughafen in die Stadt gebracht hatte, teilte mir mehr durch Gesten als in seinem holprigen Englisch mit, ich müsse in der Umgebung des Ortes, an dem er mich absetzte, einfach
5 suchen. Mit Gepäck beladen und ohne die geringsten Kenntnis der deutschen Sprache beschritt ich im nicht nachlassenden Regen bis zur Abenddämmerung die Gehwege all der Gassen und Gässchen, deren Hausfassaden einander schrecklich ähnelten. Mein Gang war feierlich monoton, ein langsamer
10 Marsch ohne Ende, dessen Rhythmus durch Ravels in mir erklingenden Bolero vorgegeben wurde, der sich ebenso ständig wiederholte wie der Anblick der Straßen und Fassaden sowie der niedergehende Regen. Kurz, eine Variante des minotaurischen Labyrinths. Es war ein türkischer Jüngling, der mich
15 schließlich aus dem Gewirr der Straßen und von der Bolero-seuche befreite. Die so heftig gesuchte, etwa fünfzig Schritte lange Blattgasse wäre im Grunde schrecklich leicht zu finden gewesen, doch ich hatte mich stundenlang im Kreis gedreht. Später wurde mir bewusst, dass der Taxifahrer mich am Hundertwasserhaus abgesetzt hatte, das meiner zeitweiligen Behausung ziemlich genau gegenüber liegt. Interessant: Was
20 wäre aus Odysseus geworden, hätte er sich an meiner Stelle befunden?

III

25 Am nächsten Morgen war ich krank, und man kann sagen, dass ich Wien während meines gesamten fünfundvierzig-tägigen Aufenthalts in Schweiß gebadet erlebte.

30 Schon bei meinen ersten Gängen spürte ich, dass ich in

diese Stadt gekommen war, um in die Vergangenheit zu blicken, denn deren unwiderstehbare Gravität scheint Gegenwart und Zukunft gefangen zu halten. Die Zukunft ist hier nichts anderes als eine Projektion des Gestern. Eine Verschiebung des im Gesamten auf die Vergangenheit gerichteten Blickwinkels. Das erschließt sich dem Auge sofort beim Blick auf die architektonische Struktur der Stadt, eine monotone Textur aus Gebäuden eines fast imperialen Stils regelmäßig eingestreuten, Ausrufezeichen ähnlichen Kirchen und Kathedralen als Punctuation. Die in den Himmel sich bohrenden Nadelspitzen der gotischen Kathedralen erinnern ein wenig an tadelnd erhobene Finger, die zur Selbstzucht mahnen oder zum Willen – dem Willen zur Erhebung des *Beseelten* über das *Dingliche*. Doch wird die scharfkantige gotische *Konfliktualität* durch das Entgegentreten der barocken Türme mit ihren runden Formen gedämpft. Die barocke Auflagerung bedeutet eine weibliche Besänftigung der gotischen Maskulinität.

Es scheint, als schlugen die Glockentürme, die Zeit in Perioden und Halbperioden teilend, im gleichen Rhythmus schon seit dem Big Bang dieser Stadt, seit den mittelalterlichen Anfängen, als sich das embryonale Wien gleich seinen anderen europäischen Brüdern und Schwestern im Blut noch als Anhäufung von Gebäuden um einen großen Markt herum darstellte.

Alles weitere, was erbaut und zur Vollendung geführt wurde, entsprang als beseelender Impuls dem Atemrhythmus, den die Türme der Kathedralen vorgeben, und zwar – in erster Linie – Architektur, Musik, Malerei und natürlich Literatur. Wichtig ist der Archetyp, der die Formen während der Entwicklung vom Embryo zur modernen Stadt moduliert hat. Wir

könnten uns in diesem Sinn ein auf das Zehnfache, ja Hundertfache vergrößertes Wien vorstellen, ohne dass etwas Neues dabei zutage käme, wenn wir einmal das marxistische Postulat ignorieren, dass *quantitative Veränderungen in qualitative Veränderungen umschlagen*. Ganz im Gegenteil, für das Wien, das in dem ihm eigenen Geist herangewachsen ist, gilt Ähnliches wie für einen monoton wiederholten Text und besonders so parasitäre Wendungen wie *und so weiter, und so fort*. Über den Wesen Wiens lässt sich stilisierend sagen: „Zuerst ist der Archetyp.“ Auch wenn die Stadt sich ausdehnen kann, sie kann es nur in der Form des Kreuzes – so wie es in der Antike dem Kaiser Konstantin vor der Erbauung Konstantinopels vorschwebte. Die Byzantologen meinen, es habe sich nicht um das christliche Kreuz gehandelt, sondern das Kreuz, das einer Stadtanlage nach römischem Modell zugrunde lag: die von Norden nach Süden verlaufende zentrale Magistrale wird von einer ähnlichen, von Westen nach Osten sich hinziehenden Magistrale geschnitten. So weiß der Bürger des Imperiums stets, wo er sich im Verhältnis zur Metropole gerade befindet. An Wien ist jedoch etwas anderes erstaunlich: Jede Erweiterung der Stadt in der Horizontalen ist, von keiner physikalischen Notwendigkeit vorgegeben, räumlicher Ausdruck der Selbstbestätigung, ob es nun um den Bau des Reiches oder bloß Tourismus geht. Wien stellt beides dar: das ehemalige Imperium wie den Prozessionsort der Touristen von heute. Und das Anwachsen der Stadt geht auf äußerste ästhetische Intensität zurück.

IV

Aber „die Ästhetik ist die Mutter der Ethik“, wie der Dichter Joseph Brodsky in seiner Nobelpreisrede sagte. Ausgehend von diesem Postulat stelle ich mir vor, dass die Wiener Ethik über die Jahrhunderte hinweg eine immer raffiniertere Ästhetik re-
5 produziert, welche ihrerseits eine immer raffiniertere Ethik be-
stimmt. Wir haben es mit einem Kreislauf zu tun, in dem Werte perfektioniert und generiert werden, bis das heutige Wien, so wie ich es erlebte, einen Prozess raffiniertester Ästhetisierung soweit durchlaufen hatte, dass es schließlich zu einer
10 Ausstellung mit freiem Eintritt wurde. Wien ist ein Museum, in dem seine Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft als Geisel gehalten werden. Man muss die endlose Liste der Museen, Denkmäler und Theater gar nicht erwähnen, weil man allenthalben, von der Architektur bis hin zu den schlichtesten Plätzen und Läden, einer Verdichtung, Kondensierung, einer mini-
15 aturesken Neigung zum Musealen begegnet. Wahrscheinlich ist Wien die Stadt, in welcher die Musealisierung der Zeitläufe, der Geschichte und der kulturellen Schichtungen mehr als an jedem anderen Ort in Europa einen noch unvollendeten Prozess darstellt. Absolut alles wird in das Gravitationsfeld dieser Musealität hineingezogen und automatisch in eine Reliquie verwandelt. Genauer gesagt, ist Wien ein Adaptionsmechanismus des neuen Musealismus, des Albums, der Kollektion, des Herbariums des Symbolismus und der Valenz der Werte.
20 Auf meinen Spaziergängen litt ich nicht nur unter beständigen Schweißausbrüchen, sondern auch unter dem Eindruck, selbst mehr oder weniger Teil dieses Gefrierens der Zeiten und der musealen Verfestigung zu sein.

Nun hatte ich das Objekt der Meditation täglich vor Augen:
30 die endlose Schar der Besucher und Touristen, vom Hundert-

wasserhaus bis hin zu den äußersten Rändern der Stadt, die
ausnahmslos alle – Europäer, Lateinamerikaner, vor allem
aber die mandeläugigen Asiaten –die Wiener Realität durch
die Objektive ihrer Fotoapparate betrachten. Allesamt – Euro-
5 päter, Chinesen, Koreaner, Japaner – posieren und lächeln und
verewigen im Blitzlichtgewitter den herausragenden Augen-
blick vor Hintergründen, die hier stets vertikal sind: Statuen,
Fontänen, Kathedralen, Museen.

Offenbar ersetzt für viele, die nach Wien kommen, die Lo-
10 sung „Ich fotografiere, also bin ich“ das alte „Cogito ergo
sum“, und so werden sie Teil dieser universellen Musealisie-
rung, wenigstens für ein paar Momente und vermittels ihrer
Fotografien – als Gasthörer gleichsam.

15 Aus dem Albanischen von Joachim Röhm
Verfasst vom Autor für KulturKontakt Austria